

Nr. 161. **Bromberg, den 18. Juli** **1929.**

Frau Jenny Treibel.

Roman von **Theodor Fontane.**

Erstes Kapitel.

An einem der letzten Maitage, das Wetter war schon sommerlich, bog ein zurückgeschlagener Landauer vom Spittelmarkt her in die Kur- und dann in die Adlerstraße ein und hielt gleich danach vor einem, trotz seiner Front von nur fünf Fenstern ziemlich ansehnlichen, im übrigen aber altmodischen Hause, dem ein neuer, gelbbrauner Ölfarbenanstrich wohl etwas mehr Sauberkeit, aber keine Spur von gesteigerter Schönheit gegeben hatte, beinahe das Gegenteil. Im Fond des Wagens saßen zwei Damen mit einem Bologneserhündchen, das sich der hell und warm scheinenden Sonne zu freuen schien. Die links sitzende Dame von etwa dreißig, augenscheinlich eine Erzieherin oder Gesellschafterin, öffnere von ihrem Platz aus zunächst den Wagenschlag und war dann der anderen, mit Geschmack und Sorglichkeit gekleideten und trotz ihrer hohen Fünfzig noch sehr gut aussehenden Dame beim Aussteigen behilflich. Gleich danach aber nahm die Gesellschafterin ihren Platz wieder ein, während die ältere Dame auf eine Vortreppe zuschritt und nach Passieren derselben in den Hausflur eintrat. Von diesem aus stieg sie, so schnell ihre Korpulenz es zuließ, eine Holzstiege mit abgelaufenen Stufen hinauf, unten von sehr wenig Licht, weiter oben aber von einer schweren Luft umgeben, die man füglich als eine Doppelluft bezeichnen konnte. Gerade der Stelle gegenüber, wo die Treppe mündete, befand sich eine Entreetür mit Guckloch, und neben diesem ein grünes, knitteriges Blechschild, darauf „Professor Willibald Schmidt“ ziemlich undeutlich zu lesen war. Die ein wenig asthmatische Dame fühlte zunächst das Bedürfnis, sich auszuruhen, und musterte bei der Gelegenheit den ihr übrigens von langer Zeit her bekannten Vorflur, der vier gelbgestrichene Wände mit etlichen Haken und Riegeln und dazwischen einen hölzernen Halbmond zum Bürsten und Ausklopfen der Röcke zeigte. Dazu wehte, der ganzen Atmosphäre auch hier den Charakter gebend, von einem nach hinten zu führenden Korridor her ein sonderbarer Küchengeruch heran, der, wenn nicht alles täuschte, nur auf Rührkartoffeln und Karbonade gedeutet werden konnte, beides mit Seifenwrasen untermischt. „Also kleine Wäsche“, sagte die von dem allen wieder ganz eigentümlich berührte stattliche Dame still vor sich hin, während sie zugleich weit zurückliegender Tage gedachte, wo sie selbst hier, in eben dieser Adlerstraße, gewohnt und in dem gerade gegenüber gelegenen Materialwarenladen ihres Vaters mit im Geschäft geholfen und auf einem über zwei Kaffeesäcke gelegten Brett kleine und große Tüten geklebt hatte, was ihr jedesmal mit „zwei Pfennig fürs Hundert“ gutgetan worden war. „Eigentlich viel zuviel, Jenny“, pflegte dann der Alte zu sagen, „aber du sollst mit Geld umgehen lernen.“ Ach, waren das Zeiten gewesen! Mittags Schlag zwölf, wenn man zu Tisch ging, saß sie zwischen dem Kommis Herrn Mielke und dem Lehrling Louis, die beide, so verschieden sie sonst waren, dieselbe hochstehende Kammtolle und dieselben erfrorenen Hände hatten. Und Louis schielte bewundernd nach ihr hinüber, aber wurde jedesmal verlegen, wenn er sich auf seinen Blicken ertappt sah. Denn er war zu niedrigen Standes, aus einem Obstkeller in der Spreegasse. Ja, das alles stand jetzt wieder vor ihrer Seele, während sie sich auf dem Flur umsah und endlich die Klingel neben der Tür zog. Der überall verbogene Draht raschelte denn auch, aber kein Anschlag ließ sich hören, und so faßte sie schließlich den Klingelgriff noch einmal und zog stärker. Jetzt klang auch ein Bimmelton von der Küche her bis auf den Flur herüber und ein paar Augenblicke später ließ sich erkennen, daß eine hinter dem Guckloch befindliche kleine Holzklappe beiseitegeschoben wurde. Sehr wahrscheinlich war es des Professors Wirtschafterin, die jetzt, von ihrem Beobachtungsposten aus, nach Freund oder Feind aussah, und als diese Beobachtung ergeben hatte, daß es „gut Freund“ sei, wurde der Türriegel ziemlich geräuschvoll zurückgeschoben, und eine ramassierte Frau von ausgangs vierzig, mit einem ansehnlichen Haubenbau auf ihrem vom Herdfeuer geröteten Gesicht, stand vor ihr.

„Ach, Frau Treibel . . . Frau Kommerzienrätin . . . Welche Ehre . . .“

„Guten Tag, liebe Frau Schmolke. Was macht der Professor? Und was macht Fräulein Corinna? Ist das Fräulein zu Hause?“

„Ja, Frau Kommerzienrätin. Eben wieder nach Hause gekommen aus der Philharmonie. Wie wird sie sich freuen.“

Und dabei trat Frau Schmolke zur Seite, um den Weg nach dem einfenstrigen, zwischen den zwei Vorderstuben gelegenen und mit einem schmalen Leinwandläufer belegten Entree freizugeben. Aber ehe die Kommerzienrätin noch eintreten konnte, kam ihr Fräulein Corinna schon entgegen und führte die „mütterliche Freundin“, wie sich die Rätin gern selber nannte, nach rechts hin in das eine Vorderzimmer.

Dies war ein hübscher, hoher Raum, die Jalousien herabgelassen, die Fenster nach innen auf, vor deren einem eine Blumenestrade mit Goldlack und Hyazinthen stand. Auf dem Sofatische präsentierte sich gleichzeitig eine Glasschale mit Apfelsinen, und die Porträts der Eltern des Professors, des Rechnungsrats Schmidt aus der Heroldskammer und seiner Frau, geborene Schwerin, sahen auf die Glasschale hernieder — der alte Rechnungsrat in Frack und rotem Adlerorden, die geborene Schwerin mit starken Backenknochen und Stupsnase, was, trotz einer ausgesprochenen Bürgerlichkeit, immer noch mehr auf die pommersch-uckermärkischen Träger des berühmten Namens, als auf die spätere, oder, wenn man will, auch v i e l frühere, posensche Linie hindeutete.

„Liebe Corinna, wie nett du dies alles zu machen verstehst und wie hübsch es doch bei euch ist, so kühl und so frisch — und die schönen Hyazinthen. Mit den Apfelsinen verträgt es sich freilich nicht recht, aber das tut nichts, es sieht so gut aus . . . Und nun legst du mir in deiner Sorg-

lichkeit auch noch das Sofakissen zurecht! Aber verzeih, ich sitze nicht gern auf dem Sofa; das ist immer so weich, und man sinkt dabei so tief ein. Ich setze mich lieber hier in den Lehnstuhl und sehe zu den alten, lieben Gesichtern hinauf. Ach, wer das ein Mann; gerade wie dein Vater. Aber der alte Rechnungsrat war beinah noch verbindlicher, und einige sagten auch immer, er sei so gut wie von der Kolonie. Was auch stimmte. Denn seine Großmutter, wie du freilich besser weißt als ich, war ja ein Charpentier, Stralauer Straße."

Unter diesen Worten hatte die Kommerzienrätin in einem hohen Lehnstuhle Platz genommen und sah mit dem Lorgnon nach den „lieben Gesichtern" hinauf, deren sie sich eben so huldvoll erinnert hatte, während Corinna fragte, ob sie nicht etwas Mosel und Selterwasser bringen dürfe, es sei so heiß.

„Nein, Corinna, ich komme eben vom Lunch, und Selterwasser steigt mir immer so zu Kopf. Sonderbar, ich kann Sherry vertragen und auch Port, wenn er lange gelagert hat, aber Mosel und Selterwasser, das benimmt mich ... Ja, sieh Kind, dies Zimmer hier, das kenne ich nun schon vierzig Jahre und darüber, noch aus Zeiten her, wo ich ein halbwachsen Ding war, mit kastanienbraunen Locken, die meine Mutter, so viel sie sonst zu tun hatte, doch immer mit rührender Sorgfalt wickelte. Denn damals, meine liebe Corinna, war das Rotblonde noch nicht so mode wie jetzt, aber Kastanienbraun galt schon, besonders wenn es Locken waren, und die Leute sahen mich auch immer darauf an. Und dein Vater auch. Er war damals ein Student und dichtete. Du wirst es kaum glauben, wie reizend und wie rührend das alles war, denn die Kinder wollen es immer nicht wahr haben, daß die Eltern auch einmal jung waren und gut aussahen und ihre Talente hatten. Und ein paar Gedichte waren an mich gerichtet, die hab ich mir aufgehoben bis diesen Tag, und wenn mir schwer ums Herz ist, dann nehme ich das kleine Buch, das ursprünglich einen blauen Deckel hatte (jetzt aber hab ich es in grünen Maroquin binden lassen) und setze mich ans Fenster und sehe auf unseren Garten und weine mich still aus, ganz still, daß es niemand sieht, am wenigsten Treibel oder die Kinder. Ach Jugend! Meine liebe Corinna, du weißt gar nicht, welch ein Schatz die Jugend ist, und wie die reinen Gefühle, die noch kein rauher Hauch getrübt hat, doch unser Bestes sind und bleiben."

„Ja", lachte Corinna, „die Jugend ist gut. Aber „Kommerzienrätin" ist auch gut und eigentlich noch besser. Ich bin für einen Landauer und einen Garten um die Villa herum. Und wenn Ostern ist und die Gäste kommen, natürlich recht viele, so werden Ostereier in dem Garten versteckt, und jedes Ei ist eine Attrappe voll Konfitüren von Hövell oder Kranzler, oder auch ein kleines Necessaire ist drin. Und wenn dann all die Gäste die Eier gefunden haben, dann nimmt jeder Herr seine Dame, und man geht zu Tisch. Ich bin durchaus für Jugend mit Wohlleben und hübschen Gesellschaften."

„Das höre ich gern, Corinna, wenigstens gerade jetzt; denn ich bin hier, um dich einzuladen, und zwar auf morgen schon; es hat sich so rasch gemacht. Ein junger Mr. Nelson ist nämlich bei Otto Treibels angekommen (das heißt aber, er wohnt nicht bei ihnen), ein Sohn von Nelson & Co. aus Liverpool, mit denen mein Sohn Otto seine Hauptgeschäftsverbindung hat. Und Helene kennt ihn auch. Das ist so hamburgisch, die kennen alle Engländer, und wenn sie sie nicht kennen, so tun sie wenigstens so. Mir unbegreiflich. Also Mr. Nelson, der übermorgen schon wieder abreist, um den handelt es sich; ein lieber Geschäftsfreund, den Ottos durchaus einladen mußten. Das verbot sich aber leider, weil Helene mal wieder Plättag hat, was nach ihrer Meinung allem anderen vorgeht, sogar im Geschäft. Da haben wir's denn übernommen, offen gestanden nicht allzu gern, aber doch auch nicht geradezu ungern. Otto war nämlich während seiner englischen Reise wochenlang in dem Nelsonschen Hause zu Gast. Du siehst daraus, wie's steht und wie sehr mir an deinem Kommen liegen muß; du sprichst Englisch und hast alles gelesen und hast vorigen Winter auch Mr. Booth als Hamlet gesehen. Ich weiß noch recht gut, wie du davon schwärmtest. Und englische Politik und Geschichte wirst du natürlich auch wissen, dafür bist du ja deines Vaters Tochter."

„Nicht viel weiß ich davon, nur ein bißchen. Ein bißchen lernt man ja."

„Ja, jetzt, liebe Corinna. Du hast es gut gehabt, und alle haben es jetzt gut. Aber zu meiner Zeit, da war es anders, und wenn mir nicht der Himmel, dem ich dafür danke, das Herz für das Poetische gegeben hätte, was, wenn es mal in einem lebt, nicht wieder auszurotten ist, so hätte ich nichts gelernt und wüßte nichts. Aber Gott sei Dank, ich habe mich an Gedichten herangebildet und wenn man viele davon auswendig weiß, so weiß man doch manches. Und daß es so ist, sieh, das verdanke ich nächst Gott, der es in meine Seele pflanzte, deinem Vater. Der hat das Blümlein großgezogen, das sonst drüben in dem Ladengeschäft unter all den prosaischen Menschen — und du glaubst gar nicht, wie prosaische Menschen es gibt — verkümmert wäre ... Wie geht es denn mit deinem Vater? Es muß ein Vierteljahr sein oder länger, daß ich ihn nicht gesehen habe, den 14. Februar, an Otto Geburtstag. Aber er ging so früh, weil so viel gesungen wurde."

„Ja, das liebt er nicht. Wenigstens dann nicht, wenn er damit überrascht wird. Es ist eine Schwäche von ihm, und manche nennen es eine Unart."

„O, nicht doch, Corinna, das darfst du nicht sagen. Dein Vater ist bloß ein origineller Mann. Ich bin unglücklich, daß man seiner so selten habhaft werden kann. Ich hätt ihn auch zu morgen gerne mit eingeladen, aber ich bezweifle, daß Mr. Nelson ihn interessiert, und von den andern ist nun schon gar nicht zu sprechen; unser Freund Krola wird morgen wohl wieder singen und Assessor Goldammer seine Polizeigeschichten erzählen und sein Kunststück mit dem Hut und den zwei Talern machen."

„O, da freu ich mich. Aber freilich, Papa tut sich nicht gerne Zwang an, und seine Bequemlichkeit und seine Pfeife sind ihm lieber als ein junger Engländer, der vielleicht dreimal um die Welt gefahren ist. Papa ist gut, aber einseitig und eigensinnig."

„Das kann ich nicht zugeben, Corinna. Dein Papa ist ein Juwel, das weiß ich am besten."

„Er unterschätzt alles Äußerliche, Besitz und Geld, und überhaupt alles, was schmückt und schön macht."

„Nein, Corinna, sage das nicht. Er sieht das Leben von der richtigen Seite an; er weiß, daß Geld eine Last ist und daß das Glück ganz wo anders liegt." Sie schwieg bei diesen Worten und seufzte nur leise. Dann aber fuhr sie fort: „Ach, meine liebe Corinna, glaube mir, kleine Verhältnisse, das ist **das**, was allein glücklich macht."

Corinna lächelte. „Das sagen alle die, die drüber stehen und die kleinen Verhältnisse nicht kennen."

„Ich kenne sie, Corinna."

„Ja, von früher her. Aber das liegt nun zurück und ist vergessen oder wohl gar verklärt. Eigentlich liegt es doch so: alles möchte reich sein, und ich verdenke es keinem. Papa freilich, der schwört noch auf die Geschichte von dem Kamel und dem Nadelöhr. Aber die junge Welt ..."

„... Ist leider anders. Nur zu wahr. Aber so gewiß das ist, so ist es doch nicht so schlimm damit, wie du dir's denkst. Es wäre auch zu traurig, wenn der Sinn für das Ideale verlorenginge, vor allem in der Jugend. Und in der Jugend lebt er auch noch. Da ist zum Beispiel dein Vetter Marcell, den du beiläufig morgen auch treffen wirst (er hat schon zugesagt), und an dem ich wirklich nichts weiter zu tadeln wüßte, als daß er Wedderkopp heißt. Wie kann ein so feiner Mann einen so störrischen Namen führen! Aber wie dem auch sein möge, wenn ich ihn bei Ottos treffe, so spreche ich immer so gern mit ihm. Und warum? Bloß weil er die Richtung hat, die man haben soll. Selbst unser guter Krola sagte mir erst neulich, Marcell sei eine von Grund aus ethische Natur, was er noch höher stelle als das Moralische; worin ich ihm, nach einigen Aufklärungen von seiner Seite, beistimmen mußte. Nein, Corinna, gib den Sinn, der sich nach oben richtet, nicht auf, jenen Sinn, der von dorther allein das Heil erwartet. Ich habe nur meine beiden Söhne, Geschäftsleute, die den Weg ihres Vaters gehen, und ich muß es geschehen lassen; aber wenn mich Gott durch eine Tochter gesegnet hätte, **die wäre mein** gewesen, auch im Geist, und wenn sich ihr Herz einem armen, aber edlen Manne, sagen wir einem Manne wie Marcell Wedderkopp, zugeneigt hätte ..."

„... So wäre das ein Paar geworden", lachte Corinna. „Der arme Marcell! Da hätte er nun sein Glück machen können, und muß gerade die Tochter fehlen."

Die Kommerzienrätin nickte.

„Überhaupt ist es schade, daß es so selten klappt und paßt", fuhr Corinna fort. „Aber Gott sei Dank, gnädigste Frau haben ja noch den Leopold, jung und unverheiratet, und da Sie solche Macht über ihn haben — so wenigstens sagt er selbst, und sein Bruder Otto sagt es auch, und alle Welt sagt es — so könnte er Ihnen, da der ideale Schwiegersohn nun mal eine Unmöglichkeit ist, wenigstens eine ideale Schwiegertochter ins Haus führen, eine reizende, junge Person, vielleicht eine Schauspielerin . . ."

(Fortsetzung folgt)

Der reitende Löwe im Wildreservat.

Afrikanisches Jagderlebnis von **C. Kellmann-Plön.**

Auf dem Wege von Lindi nach meiner Station Tunduru, die ungefähr halbwegs zwischen dem Indischen Ozean und dem Nyassasee liegt, hatte ich um drei Uhr nachts mit meiner Karawane den Bangallafluß überschritten. Von hier ab bildete die bara-bara (ausgehauener Buschweg) die Südgrenze des größten Wildreservats der Kolonie, das sich westlich bis zum Lumessulefluß und nordwärts bis zum Mbemkurufluß ausdehnte. Kein Tier durfte hier von Menschenhand erlegt werden, auch das Wild- oder Buschbrennen war streng verboten. Man sollte daher annehmen, daß der Wildbestand sich hier in wenigen Jahren ganz bedeutend vermehrt haben müsse. Das war nun allerdings nicht der Fall. Auf meinen wiederholten Durchquerungen des Reservats habe ich dort, mit alleiniger Ausnahme von Elenantilopen, nicht mehr Wild vorgefunden als beispielsweise in der Rovumaebene.

Es war eine schöne, sternenklare Tropennacht im Monat August, ziemlich kühl, aber gerade deswegen angenehmes Marschwetter. Wir kamen daher auf dem breiten Buschweg gut voran. Der Rukuikwafluß war bereits überschritten; dort haben wir eine kleine Rast eingelegt. Dann marschierte ich — wie immer, um bessere Jagdgelegenheit zu haben — mit meinen Marchillaträgern voraus. Die Karawane folgte in einem Abstande von einer halben Marschstunde. Zur Rechten, also im Wildreservat, trompeteten einige Elefanten. Wir hörten deutlich das Knacken der Zweige und das Rumoren der plumpen Dickhäuter, die nicht weit von uns entfernt waren. Aus derselben Richtung drang das langgezogene Knurren eines Leoparden an unser Ohr. Auch die übrigen Nachträuber — Hyänen und Schakale — ließen aus der Ferne ihre Stimme ertönen. Nur von dem „König der Tiere", der doch hier besonders häufig war, vernahmen wir noch nichts. Außer einem Buschbock, der in eleganten Sätzen den Weg überquerte, und einigen der kleinen, flinken Zwergantilopen, die im Busch geräuschlos auftauchten und ebenso wieder verschwanden, hatten wir auch noch keine Antilopen gesichtet. Im Osten begann es bereits zu dämmern. Langsam hoben sich die Schleier der Nacht. Vor uns, in weiter Ferne, traten rechts und links die Umrisse der weithin sichtbaren Inselberge deutlicher hervor, die der dortigen Landschaft Madjedje ihr Gepräge geben. Merkwürdig, daß die größeren Antilopen immer noch nicht auftauchten. Gerade in den frühen Morgenstunden traf man hier sonst regelmäßig auf Elen-, Kuh- und Rappantilopen oder auf Gnus. Da war sicher in der Nähe ein „Simba" (Löwe) auf dem Plan erschienen. Vor diesem unbestrittenen Herrscher im Reiche der Säugetiere nehmen ja fast alle Tiere Reißaus. Es schien also wohl heute aus der Jagd nichts zu werden. Etwas verärgert bestieg ich meine Marchilla (Tragstuhl) und stopfte, um auf andere Gedanken zu kommen, meine Tabakspfeife. Aber noch ehe ich sie in Brand steckte, ließ ein dumpfes, aus dem Wildreservat kommendes Geräusch, das mit jeder Sekunde lauter wurde, mich plötzlich aufhorchen. Zweige knackten, die Erde dröhnte; immer lauter und näher kam es im Walde herangebraust; wie die Attacke eines Kavallerieregiments hörte es sich an. Da, in der Nähe des Buschweges angekommen, wurde die heranpreschende Masse auch schon für wenige Augenblicke sichtbar. Ein starkes Rudel Elenantilopen, wohl mehr als achtzig Tiere, voran ein prächtiger Bulle als Leittier, stürzte in wildester Flucht, in nur 20 bis 30 Meter Entfernung über den Weg. Zwischen den alten Bullen und Kühen konnten wir zahlreiche Jungtiere beobachten. Alles raste bunt durcheinander, in gewaltigen Sätzen, ohne von uns Notiz zu nehmen, südwärts dem Rowuma zu. In wenigen Augenblicken war die wilde Jagd vorüber und unseren Blicken wieder entschwunden. So schnell hatte das wunderbare Bild sich abgerollt, daß ich nicht einmal zum Schuß gekommen war. Da ich wußte, daß diese großen, 10 bis 15 Zentner schweren Elenantilopen einen derartigen, gestreckten Galopp nur ganz kurze Strecken durchhalten können, wollte ich eben schnell vorlaufen, um der Herde zu folgen. Da, was war das?!

Wie gebannt stand ich einen Augenblick vor dem eigenartigen Bilde, das sich mir jetzt bot. Eine große, vollständig erschöpfte Elenantilope, die nur noch mühsam die schweren Glieder im Galopp bewegen konnte, kreuzte den Weg hinter der flüchtigen Herde her. Und auf dem Rücken des todmüden, keuchenden Tieres lag fest angeklammert — ein prächtiger Löwe. Wenn der leibhaftige Teufel dort als Reiter gesessen hätte, mein maßloses Erstaunen hätte nicht größer sein können. Als ich mich aus der grenzenlosen Verwunderung über diese eigenartige, gespenstische Reiterfigur zur Wirklichkeit zurückgefunden hatte, feuerte ich schnell hintereinander die fünf Schuß meines Karabiners 98 auf den gewaltigen Räuber ab. Vielleicht getroffen, oder aber durch die Schießerei eingeschüchtert, ließ die gewandte und kräftige Raubkatze von ihrem Opfer plötzlich ab und jagte mit mächtigen Sprüngen der flüchtigen Herde nach. — Die schwerverwundete Elenantilope, ein hochträchtiges Tier, war so vollständig erschöpft, daß sie ruhig stehen blieb, bis der Trägerführer Boymenda durch einen kräftig geführten Stoß mit dem Speer aufs Blatt sie von ihren Schmerzen befreite. Der Elenantilope war aus dem Oberschenkel des linken Hinterlaufs ein größeres Stück Fleisch herausgerissen worden. Sie hatte auch mehrere Bißwunden am Hals. Außerdem zeigte sie hinten auf dem Rücken und zu beiden Seiten des Widerrists die Einschläge der Löwentatzen.

Nun gab es große Freude, denn das Fleisch der Elenantilope, die wohl ein Gewicht von mehr als 12 Zentnern hatte, gilt mit Recht als das vorzüglichste Wildbret aller Antilopenarten. Die Trägerkarawane, die das Schnellfeuer auf den Simba gehört hatte, war in Erwartung eines leckeren Bratens im Eilmarschtempo herangerückt und daher ungewöhnlich schnell zur Stelle. Kaum eine halbe Stunde später hatte sie das große Tier restlos zerlegt. Der jetzt vergnügte Trupp marschierte unter lautem Singen und Schwatzen munter auf Lumessule zu. Jeder Träger hatte an seiner Last einen recht gewichtigen Batzen des so sehr begehrten Fleisches befestigt. Selbstverständlich bildete der „reitende Löwe" an diesem Tage das Hauptgesprächsthema. Mir fiel, als ich wieder in der Marchilla saß, das Gedicht Freiligraths ein, das zwar von einem Löwen auf einer Giraffe handelt: „Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken — springt der Löwe; welch ein Reitpferd!"

Enttäuschte Herzen.

Bei dem Käthchen-Festspiel in Heilbronn, bei dem die Märchendichtung Heinrich von Kleists „Käthchen von Heilbronn" in einem festlichen Rahmen aufgeführt wurde, hielt Walter von Molo die Festrede. Der Präsident der Dichterakademie gab eine Charakteristik der deutschen Bühne in der Gegenwart, die uns, von dieser Seite kommend, besonders beachtlich erscheint. Molo wies darauf hin, daß die Werke der Dichtung, wenn sie den Forderungen wahrer Kunst entsprechen, den menschlichen Geist hinlenken zu den ewigen Bezirken der Ruhe und Sammlung. Im Angesicht des Kunstwerks muß der Mensch empfinden, daß ihm geholfen werden kann, herauszufinden aus dem Wirrwarr der Zeit. Alle diese Forderungen, stellt Walter von Molo fest, werden von der Schaubühne heute mißachtet. Bühnen wie Dramatiker arbeiten gegen jene Demut, und die Theater sind in den Händen von Spekulanten. Und darum sei es nicht die Not, die die Massen den Theatern entfremdet, sondern die „Enttäuschung der Herzen". Walter von Molo forderte, daß das Theater auf einer Angelegenheit der Spekulation wieder eine Angelegenheit der Nation werde.

Wir glauben, daß Molo hier eine Frage berührt, die weit über das Gebiet des Theaters hinaus im heutigen deutschen Leben Bedeutung hat. „Enttäuschung der Herzen", gerade in den Bezirken des Geistigen und Seelischen, scheint uns ein Kennzeichen unserer Zeit zu sein, auch wenn sie sich oft in anderen Gewändern verbirgt. Und diejenigen, die meinen, das Zeitalter der neuen Sachlichkeit und eine technisierte Welt werde auch mit diesen „enttäuschten Herzen" fertig werden, dürften sich in einer erheblichen Täuschung befinden. Nur mit brennenden Herzen kann eine Nation ihre Ruinen wieder aufbauen und einen neuen Abschnitt in ihrer Geschichte beginnen.

Die Sache mit Steinbutt.

Doppelt genäht hält besser, sagt der Volksmund; aber nicht immer ist das pure Wahrheit. Das mußte auch der Kardinal Fesch erfahren, als er am Morgen seines Geburtstages zwei fabelhafte Steinbutte erhielt, zwei Steinbutte von einer Riesengröße. Beide servieren zu lassen bei seinem Festmahl wäre komisch gewesen.

Der Kardinal ging in die Küche und beriet sich mit seinem Koch.

Und als die Suppe gelöffelt war, öffnete sich die Tür, und hereingetragen wurde ein Steinbutt . . „ ein Steinbutt . . ., den Gästen lief das bekannte Wasser im Munde zusammen. Aber — hoppla, der Träger stürzte mit der Schüssel, und da lag er auch schon, der Steinbutt, der fabelhafte, in Staub und Scherben.

Der Kardinal indessen wendet sich kühl zu den Dienern: „Serviert einen anderen Steinbutt."

Wie das in einem guten Hause üblich ist.

Achtung auf den Hund!

Richard Rübezahl wollte Ramonas besuchen.

Ramonas bewohnten ein kleines Gartenhaus in der Richard-Wagner-Straße.

Vor dem Garten hing ein Schild:

„Achtung auf den Hund!"

Rübezahl bleibt stehen und getraut sich nicht hineinzugehen.

Klingelt. Wartet. Klingelt nochmals. Nichts rührt sich aber.

Auch der Hund bellt nicht.

„Sicher hockt das Biest heimtückisch hinter einer Platane", öffnet jetzt Rübezahl ängstlich die Gartentür. Tritt in den Garten. Und läuft immer schneller marsch-marsch bis an die Haustür. Vor der Haustür hängt ein Schild, größer als das erste:

„Achtung auf den Hund!"

Die Haustür ist angelehnt.

Rübezahl steckt den Kopf hindurch. Guckt und guckt. Macht humm und hömm. Pocht auf die Klinke. Aber kein Hund bellt. Da steigt Richard Rübezahl mutig bis zum ersten Stock hinauf. Vor den Wohnungseingang von Ramonas. Und wieder hängt hier das Schild, wieder größer als das an der Haustür:

„Achtung auf den Hund!"

Rübezahl klingelt.

Der Hausherr öffnet.

„Seien Sie uns willkommen!"

„Einen Augenblick!" bleibt Rübezahl stehen. „Wo ist der Hund?"

„Warum? Wieso?"

„Wegen der Schilder! Er ist wohl sehr bissig?"

„Im Gegenteil! Meine Frau hat einen ganz kleinen Zwergrattler und hat diese Schilder deswegen anbringen lassen, damit niemand aus Versehen das Tier tottritt."

Jo Hanns Rösler.

Rund um den Souffleur.

Theater-Anekdoten von **Kurt Miethke.**

Der Beruf des Dramaturgen.

Die hohe Direktion selbst hatte angeordnet, daß man den hoffnungsvollen Jüngling beachten müsse. Und nun saß Moritz Seeler, der Dramaturg, in sich zusammengesunken da und ließ die geschwollenen Redensarten des jungen Mannes über sich ergehen.

„Ich langweile Sie doch hoffentlich nicht?" fragte er nach zwei Stunden. „Fahren Sie nur fort", erwiderte Moritz Seeler, „dazu bin ich ja da . . . .!"

Die große Trauer.

An die Vorverkaufskasse des Neuen Theaters in Leipzig kam ein Mann, der ein Billett aus der Tasche holte und sagte: „Frollein, bidde, wirdn Sie woll so gud sein un die Garde zurignehmen."

„Für welchen Abend ist sie denn gelöst?"

„Fier heude ahmd. Meine Schwiejermudder is nämlich vor 'ner halwen Stunde geschdorm, un da gann ich doch heude ahmd nicht ins Dheader gehn."

„Bitte sehr, hier ist der Betrag zurück."

„Näh, näh, Geld will ich nich!"

„Was wollen Sie denn?"

„Ich will das Billjedd bloß umdauschen. Gähm Sie mir 'ne Garde fier nächsden Donnersdaach . . ."

Der Kollege.

Der berühmte englische Schauspieler Garrick wurde einmal auf der Straße von einem Vorübergehenden mit „Hallo, Kollege", angerufen.

Garrick blieb stehen und musterte den Mann, der ihm völlig unbekannt war.

„Wieso bin ich Ihr Kollege?" fragte er schließlich.

„Na, aber erlauben Sie mal, alter Junge! Wir haben doch oft zusammen gespielt!"

„Wir? In welchem Stück denn?"

„Na, in „Hamlet" zum Beispiel! Da machten Sie immer den Hamlet, und ich spielte den Hahn, der hinter der Bühne krähte . . ."



Bunte Chronik



* **Furunkulose der englischen Lachse.** Im Convayfluß bei Llanwest in Nord-Wales hat eine merkwürdige Krankheit der Lachse zu so zahlreichen Todesfällen dieser kostbaren Fischart geführt, daß die englische Regierung auf Drängen der um ihr Brot kommenden Lachsfischer eine Untersuchung einleiten mußte. Dabei ergab sich, daß die gestorbenen Lachse, ebenso wie fast alle ihre noch lebenden Fischkameraden von Furunkulose befallen waren. Die Zahl der in den letzten Jahren gezählten Fischleichen ist nach einwandfreier Beobachtung von wenigen Dutzend auf mehrere Hundert gestiegen, so daß in den einst fischreichen Gewässern nur noch ganz vereinzelt Lachse gefangen werden, die durchweg infiziert sind und vernichtet werden müssen, weil sie für die menschliche Nahrung nicht in Frage kommen. Die Forellen sind von der Ansteckung verschont geblieben, haben sich aber seltsamerweise aus dem Convay so gut wie ausnahmslos zurückgezogen. Lachse der freien Natur kann man nicht in tierärztliche Behandlung überführen. Aber man will den Rat eines Tierarztes befolgen, der behauptete, daß die ansteckende Krankheit die Fische wegen des stark gesunkenen Wasserstandes befallen haben könnte oder von ihm jedenfalls begünstigt werde. Der Wasserstand soll gehoben werden; ob man dadurch die Lachsfurunkulose beseitigen kann, erscheint sehr fraglich.

Lustige Rundschau



* **Reinhardt in Salzburg.** Reinhardt leitete eine Probe in Salzburg. Eine unbegabte Schauspielerin wurde von ihm angefahren: „Gehen Sie etwas zurück."

Nach einer Weile: „Gehen Sie noch weiter zurück."

„Ja, aber Herr Professor, dann bin ich ja gar nicht mehr auf der Bühne."

„Dann ist's richtig", sagte Reinhardt.

Kurt Miethke.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.